

Rüdiger Zill

**Die Wahrheit über Gottlieb Theodor Pilz
Korrekturen an einer Legende**

1) Über die Notwendigkeit eines zeitgenössischen Pilzianismus

Das, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freunde, das, was wir bisher gehört haben: die subtilen Analysen von Matthias Greffrath, die zornigen Anwürfe des Lektors Hörner, vor allem natürlich die lautere Laudatio Wolfgang Hildesheimers, all das spricht von Gottlieb Theodor Pilz; von Pilz, wie wir ihnen kennen, wie wir ihn kennen konnten, kennen sollten. Das ist der Pilz, den wir zu kennen meinen, aber wir kennen Pilz nicht wirklich, nicht bis in die tiefsten Tiefen seines Herzens, nicht bis in die traurige Tragik seines selbstlosen Seins, wissen nichts über seine tatsächlichen Taten, zumindest nicht über sein schlussendliches Schicksal – und das ist der Selbststilisierung Pilzens selbst geschuldet. Der Pilz Hildesheimers ist nur der halbe Pilz; es gilt den ganzen zu erfassen und zu bewahren. Denn bewahrt sollte er werden, deshalb sind wir hier.

Doch bevor ich zu Pilz und seiner Legende komme, möchte ich kurz etwas zur gegenwärtigen Lage und zur Notwendigkeit Pilzens für uns heute sagen – auch wenn sich dies eigentlich von selbst versteht. Meine Bemerkungen werden insgesamt drei Teile haben, und zwar folgende:

- 1) Über die Notwendigkeit eines zeitgenössischen Pilzianismus
- 2) Die Figur Gottlieb Theodor Pilz und seine Tragik
- 3) Pilz' Erben

Zunächst also zum Pilzianismus heute. Um es gleich auf den Punkt zu bringen: Wir brauchen ein Kyoto für Kultur, wir brauchen es dringend, wir brauchen es schnell. Anders als im Bereich des Abgashandels und der Walfangquoten, ist uns allerdings im Bereich der Buchproduktion das Bewusstsein für die Notwendigkeit noch kaum erwachsen. Einer der größten librologischen Umweltverschmutzer, die Frankfurter Buchmesse, brüstet sich sogar öffentlich mit ihren Erfolgen als – wie sie es nennt: »Wirtschaftsfaktor« – und das entschuldigt ja heutzutage alles. Ich zitiere aus der diesjährigen Broschüre *Facts & Figures. Die Frankfurter Buchmesse in Zahlen*, abrufbar unter www.buchmesse.de:

»Die Frankfurter Buchmesse als Spiegel und Motor der Buch- und Medienwelt blickt auf eine 500-jährige Tradition zurück. Heute ist sie der weltweit größte Marktplatz der Ideen, für Bücher, elektronische Medien und den internationalen Rechtehandel. 2005 interessierten sich rund 285.000 Besucher aus aller Welt für das Angebot der 7.225 Aussteller und die 70 National- und Kollektivausstellungen aus 101 Ländern, die mehr als 380.000 Buchtitel sowie buchnahe Produkte und Dienstleistungen präsentierten.«¹

¹ Broschüre *Facts & Figures. Die Frankfurter Buchmesse in Zahlen*, S. 3, abrufbar unter www.buchmesse.de

Und auf so etwas ist man auch noch stolz dort in Frankfurt. Kein Wort allerdings darüber, wie sich die rund 285.000 Besucher gefühlt haben mögen, nachdem sie die 380.000 Buchtitel und »buchnahen Produkte« überstanden haben, welche verheerenden Wirkungen das Erlebnis der Frankfurter Messe auf die Psychen der Menschen gehabt haben mögen.

Wenn man zurücktritt und die Fakten nüchtern betrachtet, den sinnlichen Schock der Massen, die sich unter dem *Hammering Man* versammelt haben, also mit nachgerade stoischer Vernunft zu verarbeiten sucht, wird die Sache allerdings nicht besser. Der mexikanische Essayist und Librologe Gabriel Zaid beginnt sein Buch *So viele Bücher* mit dem niederschmetternden Satz: »Die Anzahl der gelesenen Bücher nimmt linear zu, die der veröffentlichten dagegen exponentiell.«² Nicht nur das: Die Zahl der gedruckten Bücher wächst schneller als die der Weltbevölkerung: Publikation schlägt Population. Zaid belegt das mit folgender Statistik:

Jahr	1450	1950	2000
Neuerscheinungen pro Jahr	100	250.000	1.000.000
Weltbevölkerung in Millionen	500	2.500	6.000
Neuerscheinungen pro Jahr und pro Million der Weltbevölkerung	0,2	100	167

Jeder Leser, der eine halbwegs umfangreiche Bibliothek sein eigen nennt, kennt wahrscheinlich die berühmte Situation: Tante Käthe kommt zum ersten Mal zu Besuch, schaut auf das Regal und sagt dann voller Bewunderung: »Kind, nein, so viele Bücher! Hast Du die alle gelesen?« Wir quittieren dies unglaubliche Maß an Naivität, in der Regel, mit einem müden Lächeln.

Haben wir überhaupt eine Chance, all die Bücher zu lesen, die wir schon gekauft haben? Bei Gabriel Zaid findet sich folgende Modellrechnung: Unterstellen wir einen Menschen, der sein Leben mit nichts anderem verbringen müsste, als zu lesen, unterstellen wir weiter, er schafft jede Woche vier Stück Buch, dann sind das rund 200 im Jahr, 2.000 in zehn Jahren, 10.000 in fünfzig Jahren. Realistischer ist schon, dass wir noch nebenbei etwas tun müssen, um Geld zu verdienen, wir kommen also bei einem, allerhöchstens zwei Büchern pro Woche an. Das sind dann 2.500 bis 5.000 Titel: ein Tropfen im Ozean des real existierenden Librolismus. Noch einmal Zaid:

² Gabriel Zaid: *So viele Bücher. Erstaunliches, Kurioses und Nachdenkliches rund ums Lesen*, Frankfurt, New York 2003, S. 7

»Am Ende seines Lebens hätte dieser Mensch doch nichts gelesen. Selbst wenn vom heutigen Tag mit einem Schlag weltweit jegliche Buchproduktion eingestellt und kein einziges Buch mehr erscheinen würde, benötigte ein einzelner Mensch 250.000 Jahre, um all das zu lesen, was bislang vorliegt. Allein die Lektüre einer Liste mit allen Autoren und Titeln würde gut und gerne 15 Jahre in Anspruch nehmen.«³

Nick »About a Boy« Hornby, ein anderer bekannter Librologe, bemerkt dazu in *Mein Leben als Leser* hingegen, diese Rechnung sei doch durchaus ermutigend und er habe nicht übel Lust diese Liste der Autoren und Titel zu studieren:

»Zu wissen, wer was geschrieben hat, ist schließlich schon die halbe Miete, wenn man als gebildet gelten will [...]. Wenn ich diese Liste läse, würde vielleicht irgendwas in meinem Gedächtnis hängen bleiben, denn die Bücher selbst tun es weiß Gott nicht. Zaid hat seine Sternstunde jedenfalls im zweiten Absatz, wenn er feststellt, dass die »wahrhaft Kultivierten die Gabe haben, Tausende von ungelesenen Büchern zu besitzen, ohne ihre Gelassenheit oder den Wunsch nach noch mehr Büchern zu verlieren.«⁴

Nun arbeiten wir natürlich alle daran, zu diesen »wahrhaft Kultivierten« zu gehören. Dennoch bleibt ein Stachel. Ein Stachel, der auch dann nicht weniger schmerzt, wenn man eventuell in Betracht zieht, Titel wie das *Dubbel Taschenbuch für den Maschinenbau* von Karl-Heinz Grote und Jörg Feldhusen oder die *Konkordanz zu den Gedichten Conrad Ferdinand Meyers. Mit einem Versmaß- und Reimschemaregister* von David Chisholm und Steven P. Sondrup, broschiert, 601 Seiten, 208 Euro, verschämt zu überspringen. Der Klassiker gibt es dennoch genug, also versuchen wir wenigstens unsere ein, zwei, vier Bücher pro Woche zu lesen. Doch dann gibt es immer wieder Dinge, die unsere guten Vorsätze durchkreuzen, triviale Dinge wie die Steuererklärung oder der Dritte Weltkrieg. Aber nicht nur die störende Außenwelt hält uns vom Pfad der Tugend ab; nicht zu unterschätzen sind auch die Hemmfaktoren aus dem Inneren des Systems. Wir liegen vielleicht gut im Plan. Dann kommt uns aber plötzlich ein *Krieg und Frieden* dazwischen. Oder die *Suche nach der verlorenen Zeit* wirft uns um Monate zurück.

Bücher dieser Art haben bei vielen quälende Traumata hinterlassen. Eines der eindrücklichsten stammt von Evelyn Waugh, der solch eine Situation in seinem Roman *A Handfull of Dust* wengleich verschoben, so doch verdichtet hat. Ein Gentlemanforscher fällt im südamerikanischen Dschungel einem Eingeborenenhäuptling in die Hände und muss ihn in Zukunft als Lesesklave dienen. Die einzigen Bücher allerdings, die zur Hand sind, stammen von Dickens: Dickens, Dickens, nichts als Dickens – und nicht weniger als der ganze.

Die Welt, die durch Dickens, Tolstoi oder Proust so schwer belastet worden ist, wäre gar nicht zu ertragen, wenn es nicht einen Ausgleich durch die Miniaturisten wie zum Beispiel Jerome D. Salinger gäbe. Der nun schon als Autorität zitierte Hornby schreibt völlig zu recht:

³ Ebd., S. 29 f.

⁴ Nick Hornby, *Mein Leben als Leser*, Köln 2005, S. 137 f.

»Die Erkenntnis, dass man das komplette Oeuvre eines renommierten Autors in weniger als einer Woche weglesen kann, macht definitiv einen Teil des Reizes bei Salinger aus – mit Dickens etwa kann man nicht derart kurzen Prozess machen ...«⁵

Abhilfe schafft hier ein Vorschlag, den Hornby für Biographien macht, der sich aber leicht auf alle Bücher übertragen lässt.⁶ Man sollte jedem Autor im Vorhinein ein Seitenkontingent zuweisen. Das mag manchem allerdings zu sehr nach Planwirtschaft riechen, im Zeitalter des frei laufenden Liberalismus, der globalisierten Globalisierung sollte man vielleicht mehr auf den freien Unterdrücker setzen. Hier galt lange, hier gilt nach wie vor Gottlieb Theodor Pilz als unser großes Vorbild.

Ich komme daher zu meinem zweiten Teil:

2) Die Figur Gottlieb Theodor Pilz und seine Tragik

Ich habe als ebenso glühender wie unkritischer Links-Pilzianer begonnen, musste dann aber durch einen Desillusionierungsprozess gehen, einen schmerzhaften Prozess, eine Desillusionierung, bei der ich etwas vom Charakter Gottlieb Theodor Pilz verstanden habe.

Mein Motto zunächst war: Von Pilz lernen, heißt dämpfen lernen. Deswegen versuchte ich seine Arbeitsweise möglichst genau zu studieren. Ich analysierte jede Zeile der Hildesheimer'schen Kurzbiographie genau, versuchte der Pilzforschung auch zusätzliche Quellen zu erschließen. Dabei gelang mir doch, wenn ich das in aller Bescheidenheit sagen darf, manch unerwarteter, manch schöner Fund, der schönste vielleicht ist der Nachweis, dass Pilz in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Vorlesungen Georg Wilhelm Friedrich Hegels besuchte und im Anschluss daran einiges, um nicht zu sagen: das Schlimmste verhindern konnte.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die ursprüngliche Produktivität des Philosophen Hegel. Im Jahre 1807 – Hegel ist 37 – erscheint sein erstes größeres Werk, die *Phänomenologie des Geistes*, fünf Jahre später, 1812, seine *Wissenschaft der Logik* in zwei Bänden, noch einmal fünf Jahre darauf, 1817, seine große *Enzyklopädie* in drei Bänden, dann verstreichen sogar nur drei Jahre bis zu seinem nächsten Buch: 1820 erscheinen die *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Seine Produktivität, erst stetig, nimmt nun sogar Tempo auf. Dazwischen, 1818, war Hegel nach Berlin Übergewechselt. Nach 1820 aber verstummt er plötzlich. Zwar erscheinen noch zwei neue Auflagen der *Enzyklopädie* und eine zweite Auflage des ersten Buchs der *Logik*, sonst aber nur Marginales. Was war geschehen?

Des Rätsels Lösung kommen wir näher, wenn wir bedenken, dass 1821, also ein Jahr nach Erscheinen der *Rechtsphilosophie*, Pilz wieder nach Berlin zog. Haben Pilz und Hegel sich gekannt? Definitiv! Wir wissen aus Hörerlisten, dass Pilz mindestens einmal, und zwar im Sommersemester 1823 die Vorlesungen zur Philosophie der Kunst gehört hat. Zwar gibt es keine eigene Nachschrift von Pilz – zumindest ist keine überliefert –, aber wenn wir die Nachschrift Hotho näher betrachten, dann fällt uns auf, dass sie deutlich redaktionelle Spuren, ja vor allem: Streichungen von der Hand Pilzens ent-

⁵ Hornby: Leser, a.a.O., S. 19

⁶ Hornby: Leser, a.a.O., S. 31

hält. Da die Streichungen sehr vehement ausfielen, lässt sich allerlei im Text nicht mehr lesen. Hotho hat bei seiner Edition der Hegel'schen Ästhetik diese Verluste wettzumachen versucht, indem er sie aus vagen Erinnerungen und anderen Mitschriften ergänzt hat. Wie wir spätestens seit den akribischen Forschungen von Annemarie Gethmann-Siefert wissen, ist die Hotho'sche Version der Hegel'schen Theorie sehr verfremdet und hält heutigen wissenschaftlichen Editionspraktiken nicht mehr stand.⁷ Wir dürfen hier das Werk Pilzens erkennen. Dass die Streichungen zu einer Überkompensation durch Hotho geführt haben und damit den Zweck nicht nur nicht erfüllt, sondern den Effekt sogar umgekehrt haben, muss zu einer der großen Tragiken des Pilzianismus gezählt werden.

Wenigstens ist uns mancher Band aus Hegels eigener Feder durch Pilzens Dazwischentreten erspart geblieben, nicht nur die *Ästhetik*, auch die *Religionsphilosophie*, die *Philosophie der Geschichte* und die *Geschichte der Philosophie*. Hegel selbst hat Pilz im Übrigen immer verleugnet. Er blitzt allenfalls einmal auf – als Verdrängtes, das ans Tageslicht will. So erscheint der Name Pilz dann auch nur zweimal im Werk Georg Wilhelm Friedrich Hegels, beide Passagen finden sich in den *Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie* und beide Stellen sind entstellt, scheinbar metaphorisch, aber sie sind entlarvend für den, der sie zu lesen weiß. Die erste Erwähnung befindet sich in Hegels Darstellung der antiken Philosophie, genauer in der Beschreibung der epochalen Gestalt des Sokrates: »Sokrates ist aber nicht wie ein Pilz [lies: nicht wie Pilz] aus der Erde gewachsen, sondern er steht in der bestimmten Kontinuität mit seiner Zeit.«⁸ Nun handelt es sich hier nur um eine Kompilation aus den Mitschriften, dementsprechend unsicher ist der Text, dementsprechend vorsichtig müssen wir natürlich mit der analytischen Deutung sein. Zum Glück gibt es eine zweite Stelle, die eindeutig aus der Feder des großen Philosophen selbst stammt, sie findet sich überraschenderweise schon in der Berliner Niederschrift der Einleitung zu den Vorlesungen von 1820 – ist im Manuskript aber deutlich als spätere Einfügung erkennbar: »Man muß, wenn [eine] so lange Zeit auffällt, schon wissen, daß diese lange Zeit darauf verwendet worden ist, diese Begr[iffe] zu erwerben – nicht ebensogut ehemals als jetzt. [Man] muß überhaupt wissen, daß der Zustand der Welt, eines Volkes von dem Begriff abhängt, den es von sich hat – im Reiche des Geistes [geht es] nicht [so zu,] wie ein Pilz in der Nacht aufschießt.«⁹ Sie sehen in beiden Stellen die bedrohlichen Konnotationen, die Pilz für Hegel hatte; er erscheint nur in Form der Negation. Die Lichtgestalt Sokrates ist eben *nicht* wie Pilz. »Wie Pilz in der Nacht aufschießen« ist für den Philosophen der Inbegriff des Bedrohlichen. Wir sehen den Dämpfer förmlich nachts an der Pforte des Hegel'schen Domizils am Kupfergraben klingeln und dann bei dem einen oder anderen Glas gekühlten Bieres – wir erinnern uns, dass Hegels

⁷ Vgl. z.B. das ausgesprochen deutliche Urteil: »In der philosophischen Auseinandersetzung mit Hegels *Ästhetik* hat sich in den letzten Jahren die Gewißheit durchgesetzt, daß eine unvoreingenommene und fruchtbare Auseinandersetzung mit Hegels Philosophie der Kunst sich besser nicht mehr auf den von Hegels Schüler Heinrich Gustav Hotho edierten Text der *Ästhetik oder Philosophie der Kunst* stützen sollte.« Annemarie Gethmann-Siefert: »Die systematische Bestimmung der Kunst und die Geschichtlichkeit der Künste. Hegels Vorlesung über ›Aestheticen sive philosophiam artis‹ von 1826«, in: Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Philosophie der Kunst. Vorlesung von 1826*, hrsg. v. Annemarie Gethmann-Siefert, Jeong-Im Kwon und Karsten Berr, Frankfurt a.M. 2005, S. 9

⁸ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, in: ders., *Werke* Bd. 18, (ed. Moldenhauer/Michel), Frankfurt a.M. 1969 ff., S. 441

⁹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Berliner Niederschrift der Einleitung zu den Vorlesungen über die *Geschichte der Philosophie*, (II. Begriff der Philosophie), in: ders., *Werke* Bd. 20, S. 505

Frau Marie eine geborene Tucher war – den Fortgang der Arbeit am Weltgeist behindern.

Sei es, wie es sei: Um so länger ich Pilzens Wirken nachspürte, um so deutlicher wurde mir, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Hildesheimers Bericht wies einiges an Unstimmigkeiten auf, die ich zunächst leichthin als Ungenauigkeiten abtun wollte. Plötzlich wurde mir dies aber zweifelhaft, nämlich als ich mir die Umstände seines Todes etwas genauer zu vergegenwärtigen versuchte, ein Detail, das ich immer zu verdrängen versucht hatte. Ich zitiere noch einmal, was Wolfgang Hildesheimer dazu überliefert hat:

»Am zwölften September 1856, bei einer seiner Abendgesellschaften, ereilt ihn sein dramatischer [sic!] Tod. Er hat die letzten Tage damit zugebracht, Racines Tragödien zu einem Einakter zusammenzustreichen, um, wie er hofft, die Wirksamkeit dieses Dichters zumindest für einige Dekaden zu retten. Aus dieser Fassung rezitiert er den großen Monolog der Phaedra. Plötzlich sinkt er leblos zu Boden. Die Anwesenden klatschen Beifall. Sie glauben die Geste kröne den Vortrag. Erst allmählich überzeugen sie sich unter großer Erschütterung von dem Ableben des Siebenundsechzigjährigen. Der zu spät herbeigeeilte deutsche Arzt konstatiert Schlagfluß als Resultat eines vernachlässigten Frieselfiebers.«¹⁰

So weit, so ergreifend: Pilz ist in Ausübung seiner Berufung verstorben. Aber ist er verstorben? Besser: Ist er am 12. September 1856 verstorben? Eine sehr unangenehme Überraschung macht man, wenn man in den Urtext geht. Hildesheimers Legende – und wir sollten jetzt vielleicht doch etwas weniger nachlässig auf den Titel seines Sammelbandes: *Lieblose Legenden*, hören – ist zum ersten Mal am 2.2.1951 in der Zeitschrift *hier und heute* erschienen. Und dort stand sie unter dem doch etwas irritierenden Titel »1951 – ein Pilzjahr«!¹¹ Diesen Titel führte der Text auch noch in der Erstausgabe der *Lieblosen Legenden* von 1952.¹² Und dort liest sich der Tod Pilzens auch wie folgt:

»1949 war ein Goethe-Jahr, auch Chopin-Jahr genannt; 1950 ein Bach-Jahr – wie die Zeit vergeht! – und 1951? Ein Pilz-Jahr. Am 8. Februar 1851 starb Gottlieb Theodor Pilz«¹³

Zwei Texte, zwei Tode – oder zumindest zwei Todesdaten. Als ich dies entdeckte, beschlich mich zum ersten Mal der Verdacht, dass hier etwas *im großen Stil* nicht stimmen könnte, dass nicht nur das Todesdatum, sondern auch der Tod selbst eine Mystifikation sein könnte. War sein Tod, der uns als Inszenierung eines Sterbemonologs präsentiert wurde, vielleicht selbst in Szene gesetzt, um danach als ein Anderer weiterleben zu können? Pilz stirbt auf offener Bühne, deutlicher kann man seinen Abgang nicht inszenieren. Pilz setzt ein öffentliches Signal: Hier sterbe ich, ich kann nicht anders. Mein Tod ist bezeugt, verbürgt, unumstößlich.

¹⁰ Wolfgang Hildesheimer: »1956 – ein Pilzjahr«, in: ders., *Lieblose Legenden*, Frankfurt a.M. 1956 ff., S. 33

¹¹ Vgl. Wolfgang Hildesheimer: »1951 – ein Pilzjahr«, in: *hier und heute* Nr. IV, 2.2.1951, S. 14–16.

¹² Ich danke übrigens bei allem Dissens in der Wertung Wolfgang Hörner, dem Besitzer eines Exemplars der Erstausgabe der *Lieblosen Legenden* von 1952, der mich als erster auf diese temporale Anomalie hingewiesen hat. Leider hat er – wie wir noch sehen werden – die völlig falschen Schlüsse daraus gezogen.

¹³ Hildesheimer: »1951«, a.a.O., S. 14, Anfang des Texts

War es so? Wer war denn dieser ungenannte deutsche Arzt, der den Schlagfluss diagnostizierte und über den weiterhin nichts bekannt ist? Warum erscheint in einem Pariser Salon ausgerechnet ein deutscher Arzt, um den Totenschein auszustellen? War dies ein Freund Pilzens? Ein dankbarer Friedrich Ludwig Jahn vielleicht? War er eingeweiht? Hat er dem deutschen Dämpfer zum öffentlichen Ableben verholfen, damit ihm ein ungestörtes Nachleben möglich werde? Machen wir uns klar: Pilz war zu dieser Zeit einfach schon zu bekannt. Man fürchtete ihn als Dämpfer und brachte Gegenmittel in Stellung. Was wäre offensichtlicher, als dass Pilz, über seine wachsende Wirkungslosigkeit verzweifelt, nach einem Ausweg suchte?

Über die ersten Zeichen dieses Auswegs, stolperte ich in einem anderen Text von Wolfgang Hildesheimer, jenem bevorzugten zeitgenössischen Medium des alten Pilz. Ich spreche von dem als Erzählung getarnten Bekenntnis »Der hellgraue Frühjahrmantel«, abgedruckt ebenfalls in den *Lieblosen Legenden*. Dort erzählt der Protagonist, Paul Holle, auf wenig mehr als vier Seiten eine an und für sich belanglose Episode. Sein Vetter Eduard schreibt ihm einen Brief, nachdem er »an einem Frühlingsabend vor zwölf Jahren das Haus verlassen [hatte], um, wie er behauptete, einen Brief in den Kasten zu stecken« und nie zurückgekommen war. Plötzlich nun dieser Brief von Eduard, abgestempelt in Sydney, Australien. Die Episode hat keinen Zeitindex und keine geographischen Koordinaten. Dennoch soll wohl der Eindruck von einiger Modernität erweckt werden. Hildesheimer verrät sich aber, etwa durch die Bezeichnung »Vetter« statt »Cousin«, die nun doch in eine ältere Zeit zurückweist. In der Tat handelt es sich bei dem besagten Brief aus Sydney um ein Schriftstück von Pilz. Sorgfältige Stilanalysen lassen hier kein Zweifel. Der Brief besteht aus nur sechs kurzen Sätzen. Er beginnt:

»Lieber Paul! Könntest Du mir meinen hellgrauen Frühjahrmantel nachschicken?« Wir erinnern uns an Pilzens Brief an die Mutter, geschrieben 1808 in Palermo (also auf Sizilien, wie Australien ein bedeutsames Eiland!). Dort hatte es geheißen: *»Liebste Mutter, es behagt mir hier gar wohl, und so gedenke ich, eine Zeitlang zu verweylen. Ich wäre Euch dankbar, so Ihr mir die Gefälligkeit erweisen und mir mein samtene Jabot hierher senden wolltet, da die Abende kühl sind. ...«* Nicht nur, dass wir in beiden Fällen die Nachlässigkeit gegenüber schützender Oberbekleidung bemerken können, auch die Begründung für das verspätet wahrgenommene, aber dennoch um so heftiger gespürte Verlangen deckt sich. Hatte es in der sizilianischen Epistel geheißen *»... da die Abende kühl sind...«*, so setzt der so genannte Eduard seinen Brief fort mit einem *»Ich kann ihn [den Frühjahrmantel] nämlich brauchen, da es hier oft empfindlich kalt ist, vor allem nachts.«* Kühl – kalt, die Abende – nachts: Die Parallelität von Stil und Charakter ist erstaunlich. Dies um so mehr, wenn man die Retuschen Hildesheimers mit in Betracht zieht, hat er doch, wie schon erwähnt, den australischen Brief wohl zu modernisieren versucht. Statt »Frühjahrmantel« wird man Palletot oder ähnliches, vielleicht sogar »samtenes Jabot« oder »samtene Hausjacke« lesen dürfen. Wem dies zu spekulativ ist, dem kann versichert sein, dass es für die umgekehrten Korrekturen Belege gibt. Der sizilianische Brief ist nämlich im Ton antiquarisiert worden. Die Wendung *»so Ihr mir die Gefälligkeit erweisen und mir mein samtene Jabot hierher senden wolltet«*, heißt im Urtext von 1951 noch: *»so Ihr mir die Gefälligkeit erweisen und mir meine samtene Hausjacke hierher senden wolltet.«*¹⁴ Wen dies immer noch nicht völlig überzeugt, der sei nun mit der Fortsetzung des australischen Briefs konfrontiert. Diese lautet nämlich: *»In der linken Tasche ist ein Taschenbuch für Pilz-*

¹⁴ Hildesheimer: »1951«, a.a.O., S. 14

sammler. Das kannst Du herausnehmen und behalten. Eßbare Pilze gibt es hier nämlich nicht. Im voraus vielen Dank.«

Ein Taschenbuch für Pilzsammler! Und ausgerechnet dies solle man ihm nicht nachsenden. Ist das nicht ein an Deutlichkeit kaum zu überbietendes Zeichen, dass Pilz alias Eduard seine alte Identität in Europa zurücklassen will? Und erst die Begründung! »Eßbare Pilze gibt es hier nämlich nicht.« Essbare nicht, aber vielleicht giftige? Talent-abtötende?

Solchermaßen philologisch sensibilisiert, ging ich auf Spurensuche – und wurde fündig. In den Passagierlisten des Emigrantenschiffes *Emden* vom April 1851 erscheint ein Deutscher Librettist mit Namen Gotthold Ernst Eduard Morchel. Reiseziel Australien. Was will ein deutscher Librettist in Australien? Die Frage beantwortet sich leicht: Morchel war natürlich Pilz, der den gesuchten Ausweg aus seiner drohenden Wirkungslosigkeit gefunden hatte: Dieser Ausweg war eine Wanderweg, ein Auswanderweg. Pilz brach 1851 trotz seines fortgeschrittenen Alters noch einmal zu neuen Ufern auf. Aber was heißt schon fortgeschrittenes Alter? Wenn das Todesdatum gefälscht ist, warum nicht auch das Geburtsjahr?

Wie auch immer: Wir müssen Pilz nun mit anderen Augen betrachten, in ihm nicht, wie Hildesheimer uns das zu suggerieren versuchte, den stoischen Pionier des In-der-Sonne-Sitzens, den gelassenen und selbstzufriedenen Dämpfer sehen. In Wahrheit war Pilz ein innerlich gespaltener Mensch, eine in sich zerrissene Figur, eine tragische Gestalt. Pilz war ein Anti-Prometheus, der gleichwohl seinen Felsen gesucht hat, ein Leiden Christi am Kreuze der Kultur.

Sein Tod war ein öffentliches Zeichen, in dem seine Aufgabe zur wahren Erfüllung, zur letzten Konsequenz kommt, eine letzte Konsequenz, die leicht eine letzte Inkonsequenz hätte werden können, eine Tat, die nicht nur das Schaffen anderer verhindern will, sondern auch sein eigenes, ein letzter Akt der Dämpfung, der auch noch die Dämpfung dämpfen zu müssen meinte, aber nicht durch einen tatsächlichen Selbstmord – Pilz ist sich des Paradoxons einer solchen Tat durchaus bewusst –. Er will in dieser einfachen und damit letztlich destruktiven Negation nicht stehen bleiben, sondern will sie in einem Akt – wahrhaft hegelisch inspirierter – doppelter Negation in jenem dreifachen Sinne aufheben. Er dämpft sein Dämpfen und erhebt es auf eine höhere Stufe, wo es als nicht dämpfende Dämpfung weiter dämpft. Und so manche Erfolge konnte der späte Pilz ja dann auch noch verzeichnen. Wie sonst wäre zu erklären, dass die australische Literatur, anders als etwa die nordamerikanische, so lange brauchte, um dann nur so zaghaft die Bühne der Weltliteratur zu betreten?

Und doch geht ein Riss durch Pilzens heroische Tat. Gottlieb Theodor Pilz war zwar ein Schüler Hegels. Aber er versagte an sich selbst, an einem Mechanismus, den er nur begriffen hätte haben können, wenn er auch ein Schüler Freuds hätte sein können. Das Verdrängte drängte doch zurück und aus ihm heraus. Die geniale Lösung der Aufhebung wurde desavouiert, auch wenn dies nur dem geübten Auge bemerkbar ist. Zwanghaft musste er Spuren seiner alten Identität hinterlassen, die deutlichste ist wohl jener verräterische Eduard-Brief, Spuren, die sich zeigen in jenem manifesten Trauminhalt der Quellen, der durch Verschiebung, Verdichtung und Rücksicht auf Darstellbarkeit transformiert auf den latenten Traumgehalt verweist – der Schlaf der Dämpfung, der die Monstren der Literatur, wenn nicht gebiert, so doch nicht unkommentiert verhindern kann.

Der Belege dafür gibt es noch viele. Ich möchte gleichwohl meinen zweiten Teil hier beenden, um noch zu den Pilz'schen Erben zu kommen. Lassen Sie mich hier nur noch kurz ein vorläufiges Fazit ziehen: Pilz, wann immer er wirklich gestorben ist, und das wird er – auch nur ein Mensch, wenngleich ein überragender –, Pilz war bei allen Fehlern ein wahrhaft genialer Kopf, ein Charakter voller Geheimnisse, aber ohne Illusionen, nicht über sich, nicht über die Welt, ein Titan, der nicht nur gegen die Kultur *an sich*, sondern auch gegen die Kultur *in sich* kämpfen musste.

3) Die Erben Pilzens

Nun wäre Pilzens Wirken bei den Antipoden sicherlich segensreich, aber nicht ganz so spektakulär gewesen, hätte er nur die dortige Kultur radikal gestützt. Aber er tat noch ein Übriges. Dem amtlichen Geburtenregister der Stadt Sydney kann man entnehmen, dass einem gewissen Ernest Edward Morel dort am 15. Oktober 1852 von seiner Ehegattin, Mary geb. Maria Meckseper, ein gesundes Mädchen geboren wurde, das auf den Namen Elektra Josephine getauft wurde. In den folgenden Jahren finden sich noch zwei weitere Eintragungen, ein Sohn George William, und eine weitere Tochter Aurore Georgina.

Durch die großzügige Unterstützung des Einstein Forums, dass mir einige Dienstreisen ermöglicht hat, ist es mir gelungen, den weit verzweigten Stammbaum dieser drei Nachkommen lückenlos zu rekonstruieren – mit zum Teil erstaunlichen Ergebnissen. Pilzens Erbe wirkte bis ins dritte und vierte Glied, nicht immer mit dem gleichen Erfolg, aber doch mit ungebrochenem Enthusiasmus. Lassen Sie mich nur einige spektakuläre Fälle erwähnen.

Elektra Josephine gebar 1884 einen Sohn Godfrey, der offensichtlich trotz seines anglierten Namens rege am Leben der deutschen Kolonie teilnahm. Im Herbst 1914 kehrte er jedenfalls nach Deutschland zurück und meldete sich freiwillig zum Militär. Er soll seiner Frau allerdings aus den Schützengräben von Verdun Briefe voller Selbstzweifel geschrieben haben, ob seine Interpretation des großväterlichen Erbes, die ihn dazu gebracht hat, an dieser immensen Anstrengung zur Kulturvernichtung, die gerade im Gange sei, teilzunehmen, nicht doch falsch sei. Unglücklicherweise wissen wir nicht, zu welchem Ergebnis er gekommen ist, da er am 12. September 1915 unter gegnerisches Sperrfeuer geriet und auf dem Feld der Ehre blieb. Er hinterließ drei Kinder. Eine Tochter, Franziska, heiratete einen Schriftsetzer namens Wilhelm Ulrich. Aus dieser Verbindung entstammen zwei Kinder: Maximilian und Marion.

Maximilian ergriff später den seltenen Beruf des Wegwerfers. Er beschreibt seine Tätigkeit selbst in einem Rechtschaffensbericht, der allerdings als Erzählung getarnt erschien und zwar unter dem Namen eines gewissen Heinrich Böll. Max arbeitete bei der Ubia, einer Versicherungsgesellschaft. Er verrichtete seine Tätigkeit im Geheimen; jeden Morgen stieg er in den Keller der Gesellschaft und sortierte die Post vor, trennte die Reklamesendungen von der wichtigen Post und lies nur diese durch. Dasselbe machte er mit der Nachmittagspost – die Älteren unter uns erinnern sich an diese segensreiche Einrichtung. Maximilian Ulrich kann als Pionier der Verwissenschaftlichung des Pilzianismus betrachtet werden. Er schreibt über sich:

»Meine ganze Freizeit gehörte umständlichen Rechnereien. Stoppuhr, Bleistift, Rechenschieber, Millimeterpapier blieben die Requisiten meines Wahns; ich rechnete

aus, wieviel Zeit es erforderte, eine Drucksache kleinen, mittleren, großen Umfangs, bebildert, unbildert, zu öffnen, flüchtig zu betrachten, sich von ihrer Nutzlosigkeit zu überzeugen, sie dann in den Papierkorb zu werfen; ein Vorgang, der minimal fünf Sekunden Zeit beansprucht, maximal fünfundzwanzig; übt die Drucksache Reiz aus, in Text und Bildern, können Minuten, oft Viertelstunden angesetzt werden. Auch für die Herstellung der Drucksachen errechnete ich, indem ich mit Druckereien Scheinverhandlungen führte, die minimalen Herstellungskosten. Unermüdlich prüfte ich die Ergebnisse meiner Studien nach, verbesserte sie (erst nach zwei Jahren etwa fiel mir ein, daß auch die Zeit der Reinigungsfrauen, die Papierkörbe zu leeren haben, in meine Berechnung einzubeziehen sei); ich wandte die Ergebnisse meiner Forschungen auf Betriebe an, in denen zehn, zwanzig, hundert oder mehr Angestellte beschäftigt sind, und kam zu Ergebnissen, die ein Wirtschaftsexperte ohne Zögern als alarmierend bezeichnet hätte.«¹⁵

Kritiker Maximilians haben eingewandt, dass es sich hierbei weniger um wissenschaftlichen Pilzianismus, als vielmehr um eine Abart des Taylorismus handele. Dementsprechend kamen diese Kritiker auch zu einer negativen Einschätzung. Zwar habe Max Ulrich seine Methode später perfektioniert und die Drucksachen schon am Ort ihres Entstehens zu verhindern versucht, dennoch hat er durch die Verhinderung der Werbung natürlich vielen Menschen freie Zeit geschenkt, freie Zeit, die sie nun selbst wiederum genutzt haben, um kulturelle Erzeugnisse zu produzieren. Werbeprospekte seien eigentlich, so argumentieren die Gegner dieser Methode, selbst Objektpilzianismus, sie im Vorfeld abzufangen somit in Wahrheit die Verhinderung der Verhinderung. Max hat sich verteidigt, dass er sein Wirken nur im Geschäftsbereich eingesetzt habe und alles, was durch ihn so gefördert worden sei, wären Versicherungspolice gewesen.

Der Kontext des Berichts im Böll'schen Werk hat übrigens die Hypothese entstehen lassen, dass auch der durch eben jenen Böll bekannte Dr. Murke, ein Rundfunkjournalist, aus dem Hause Pilz stammt. Dafür konnte ich aber keinen seriösen Beleg finden. Erwiesen ist allerdings, dass einer der Söhne von Maximilian Ulrich Informatiker wurde und den Spamfilter erfand.

Während nun Maximilian seine Aufgabe im rational-wissenschaftlichen und allgemeinen Bereich sah, hat sich seine Schwester Marion auf die Einzelverhinderung geworfen; ihre Aufgabe war nicht die Hemmung vieler Kleinautoren, sondern der Dienst am literarischen Großtyrannen. Sie lernte im Jahre 1944 den Literaten Wolfgang Koeppen kennen. Dessen Produktivität hatte in den Kriegsjahren etwas geruht, nahm nun aber wieder große Fahrt auf. Koeppen verfiel in wilden Produktionismus. Seine Romane *Tauben in Gras*, *Das Treibhaus* und *Der Tod in Rom* erschienen Schlag auf Schlag 1951/53/54. Marion wurde zwar schon 1948 seine Frau, doch sollten wir ihr keine Vorwürfe machen: Sie war noch jung, unerfahren, ungeübt. So war sie dem Koeppen'schen Willen zum Text nicht gewachsen – noch nicht. Sie lenkte den Schreibzwang ihres Mannes erst auf Reisebücher um, dann konnte sie ihn vollends in eine in sich drehende Endlosschleife einschwingen lassen. Koeppens Arbeitsweise hat Volker Hage einmal so charakterisiert: »Wenn er den Hund ausführt, wenn er allein in einem Café sitzt, wenn er auf Reisen ist, produziert sein Gehirn unablässig Geschichten, die er eigentlich nur noch aufzuschreiben hat. Oft verschiebt er im Kopf

¹⁵ Anonym (Maximilian Ulrich): »Der Wegwerfer« (1957), in: Heinrich Böll, *Nicht nur zur Weihnachtszeit*, München: dtv, 1966, S. 128f.

Bruchstücke aus einem Prosaplan in einen anderen. Er notiert sich Figuren, Namen, Orte, immer neue Romantitel. Dann verlegt er die Zettel, und wenn er sie wiederfindet, korrigiert er sofort daran herum. Was immer er geschrieben hat, selbst das, was schon gedruckt vorliegt, wird fast zwanghaft überarbeitet. Er findet zu keinem Ende, kann sich nicht festlegen.»¹⁶

Nun, Zettel verschwinden nicht so einfach. Da hatte natürlich Marion ihre Hand mit im Spiel – und auch die permanente Überarbeitungswut, der Selbstzweifel ist von ihr in mühevoller Kleinarbeit in Wolfgang's Seele gepflanzt worden. Legendär – und von gemeinsamen Freunden überliefert – ist die Frage: »Kann das schon bestehen, Schatz? Schädigt das nicht deinen Nachruhm?« So sind dann in der Tat auch nach Koeppens Tod Tausende von unveröffentlichten Manuskriptseiten, nicht zu reden von den Myriarden von Briefen in seiner Münchner Wohnung gefunden worden. An diesem papierenen Himalaja kann man die sisyphosgleiche Aufgabe Marions erkennen. Leider ist sie das Opfer eines Rufmordes geworden. Man hat sie beschuldigt, ihr Alkoholismus und die krankhafte Eifersucht habe Koeppen am Arbeiten gehindert. Die Wahrheit ist, dass die ihrerseits krankhafte Arbeitswut Wolfgang's sie nervlich so sehr zerrüttet hat, dass sie in den Alkohol flüchten musste, um die Anspannung noch ertragen zu können. Aber diese – doch auch leider etwas sexistische – Umkehrung des Kausalverhältnisses muss einmal öffentlich korrigiert werden.

Es ist nun nur zu hoffen, dass es Koeppens Konvoluten nicht ergeht wie denen von Hegel und nicht irgendwelche Nachlasseditoren alles wieder zunichte machen. Da sei der Lektor vor. Herr Hörner, ich flehe Sie an, machen Sie Ihren Einfluss gelten!

Wie auch immer: Wir müssen leider anerkennen, dass der Pilzianismus in seinem Geburtsland, in Deutschland, noch in den Kinderschuhen steckt. Hier ist man – einmal mehr – in den USA, jenem Land, in dem es nicht nur Kurse für *Creative Writing*, sondern auch für *Creative Damping* gibt, schon weiter. Das liegt daran, dass die Nachkommen sowohl von George William Morel als auch die seiner Schwester Aurore Georgina nach Amerika ausgewandert sind. Ich erspare Ihnen angesichts der fortschreitenden Zeit die Details der Genealogie, verweise dafür auf meine im nächsten Jahr im Akademie Verlag erscheinende Publikation *Pilz ohne Legende. Die Wahrheit über Wirken und Nachwirken des größten deutschen Dämpfers*. Ich erwähne nur noch kurz einige Highlights aus der Neuen Welt.

Nach allem, was Sie jetzt gehört haben, werden Sie es vielleicht schon ahnen: Dass der heute siebenundachtzigjährige Jerome D. Salinger seit seinem großen Erfolg, dem berühmten Roman *Catcher in the Rye* von 1951 nur noch drei Bände mit insgesamt 35 Kurzgeschichten veröffentlichte, und das auch alles vor 1963, ist einem seiner Freunde zu verdanken, einem Urenkel von Pilz, der Salinger zu einem Pilzianer gemacht hat. Wie alle Konvertiten ist Salinger übrigens besonders streng. So ist er nicht nur selbst in ein nachgerade vorbildliches produktives Schweigen verfallen, er versucht auch anderen gerichtlich untersagen zu lassen, über ihn zu schreiben. Sein Dämpfungsdrang geht so weit, dass er auch Bilder von sich verbieten lässt.

Ein anderer Urenkel Pilzens ist der Esquire-Lektor Gordon Lish gewesen, der die überbordenden Geschichten Raymond Carvers kühn zusammenstrich. (Sie erinnern sich vielleicht an Robert Altman's Film *Short Cuts*, der auf Carver-Texten beruht, der Titel

¹⁶ Volker Hage: »Der große Romanträumer«, in: *Der Spiegel* 25/2006, S. 139

war auch hier Programm.) Es ist bekannt, dass Lish fast eine Art Co-Autor für Carver war und dass der berühmte lakonische Stil, der den Titel eines literarischen Minimalismus erhalten hat, auf diesen Pilzianer zurückgeht.

Auch Lishs Arbeit ist – wie kann es anders sein – nicht unumstritten. Man hat ihn eines inkonsequenten Pilzianismus geziehen. Hätte er nicht Carvers Werke ganz verhindern können? Hier haben wir es allerdings mit unterschiedlichen Auslegungen der Pilzischen Dämpfungstheorie zu tun. Während die eine Fraktion, die fundamentalistischen Radikalpilzianer, jede gedruckte Zeile als Niederlage oder Verrat betrachten, ist die Gruppe der Realos, die sich vor allem in der *Gesellschaft zur Pflege eines konzentrierten Pilzianismus* finden lässt, eher der Auffassung, man müsse den Schöpfungsdrang von Autoren kanalisieren, so dass nur noch möglichst kurze Bücher erscheinen. Die Kontroverse zwischen den beiden Parteien fand ihren vorläufigen Höhepunkt auf dem Kongress: *Zukunft des Pilzianismus: Dämpfen oder Dämmen*, 2001 in Nördlingen. Beide Richtungen finden, wie Sie sich erinnern werden, Anknüpfungspunkte bei Pilz selbst. Die Radikaldämpfer sehen die Bekehrung Friedrich Ludwig Jahns als das gültige Modell an, die Realos eher Pilz' Versuche Racines Dramen auf Einakter zusammenzustreichen.

Eine dritte Gruppe sind die Konfusionisten, die die Stilreinheit von Lebenswerken in Unordnung zu bringen suchen. Sie knüpfen an der *Herzog-Theodor-von-Gotland*-Episode in Pilz' Leben an und haben ihre Methode auf den unschön-neudeutschen Begriff des *cross-dämpfung* gebracht. Eine zugegebenermaßen eher marginale Gruppe unter den Pilzern, obwohl auch sie nicht ohne Erfolge. Ein sehr präventionsproduktiver Lektor, der aus verständlichen Gründen ungenannt bleiben möchte, hat mir einmal erzählt, dass durch seine Manipulationen der Roman *Vineland* als ein Spätwerk von Thomas Pynchon gilt. In Wahrheit sei es aber von Don DeLillo. Pynchon habe zu diesem Zeitpunkt gerade dringend einen Erfolg gebraucht, um den Anwürfen seines Schwiegervaters entgehen zu können. DeLillo habe sich übrigens darauf nur eingelassen, weil *sein* Schwiegervater, ein Amateurpilzianer, ihm vorgeworfen hatte, er würde zuviel publizieren. Außerdem hat der ungenannt bleibende Lektor DeLillo dann *Mao II* untergeschoben, ein Buch, das in Wahrheit von J.D. Salinger ist. Allerdings bin ich nicht sicher, ob man das glauben darf. Es hört sich für mich doch allzu sehr nach Prahlerei an. Ich kann auch nicht glauben, möchte auch nicht glauben, dass die Ikone des real existierenden Pilzianismus heimlich rückfällig geworden sein soll. Dass ist – meiner festen Überzeugung nach – böse Nachrede, genauso wie das Gerücht, Salinger habe das Manuskript einer Jugendsünde während einer Geburtstagsparty von T.C. Boyle zerkaut und heruntergewürgt.

Lassen Sie mich hier enden. Sie sehen: Viel ist noch zu verhindern, dennoch stimmt der oft gehörte Jammerruf: *Kein Pilz, nirgends* so zum Glück nicht.

Was bleibt ist der Dissens über den rechten Weg des Pilzianismus. Soll man den Founding Father of Cultural Damping möglichst verschweigen, um die Arbeit seiner Nachkommen nicht zu behindern, oder soll man ihn im Gegenteil preisen, um ihn als Vorbild wirken zu lassen. Frei nach dem Motto: Lasst Tausend Pilze sprießen. Wie Sie erahnen werden, gehöre ich entschieden zu der zweiten Gruppe. Ich halte die Obskurantisten aus der ersten für letztlich Scheiternmüssende. Wolfgang Hildesheimer hat einst zu ihnen gehört, genau wie heute Wolfgang Hörner. Das hat zu einer großen Verschwörung mit Textfälschungen und Bilderstürmen geführt. So kommen wir nicht weiter.

Es ist schon richtig: 1956 war genau genommen kein Pilzjahr, und damit natürlich auch nicht 2006, aber auch 1951 war es nicht. Das wahre Pilzjahr kennen wir nicht. Anders als die seiner Kinder verlieren sich Pilz' eigene Spuren im Outback des fünften Kontinents. Aber ist das von Bedeutung? Sollte nicht jedes Jahr ein Pilzjahr sein? Es sollte! Wir hier, in Potsdam, wollen uns daran erinnern, wo die Wiege des Pilzianismus stand: in Dinkelsbühl – oder auch in Nördlingen, jedenfalls in Deutschland – in Deutschland, dem Land der Dichter und Dämpfer! Ich danke Ihnen.